

Schweizer Split

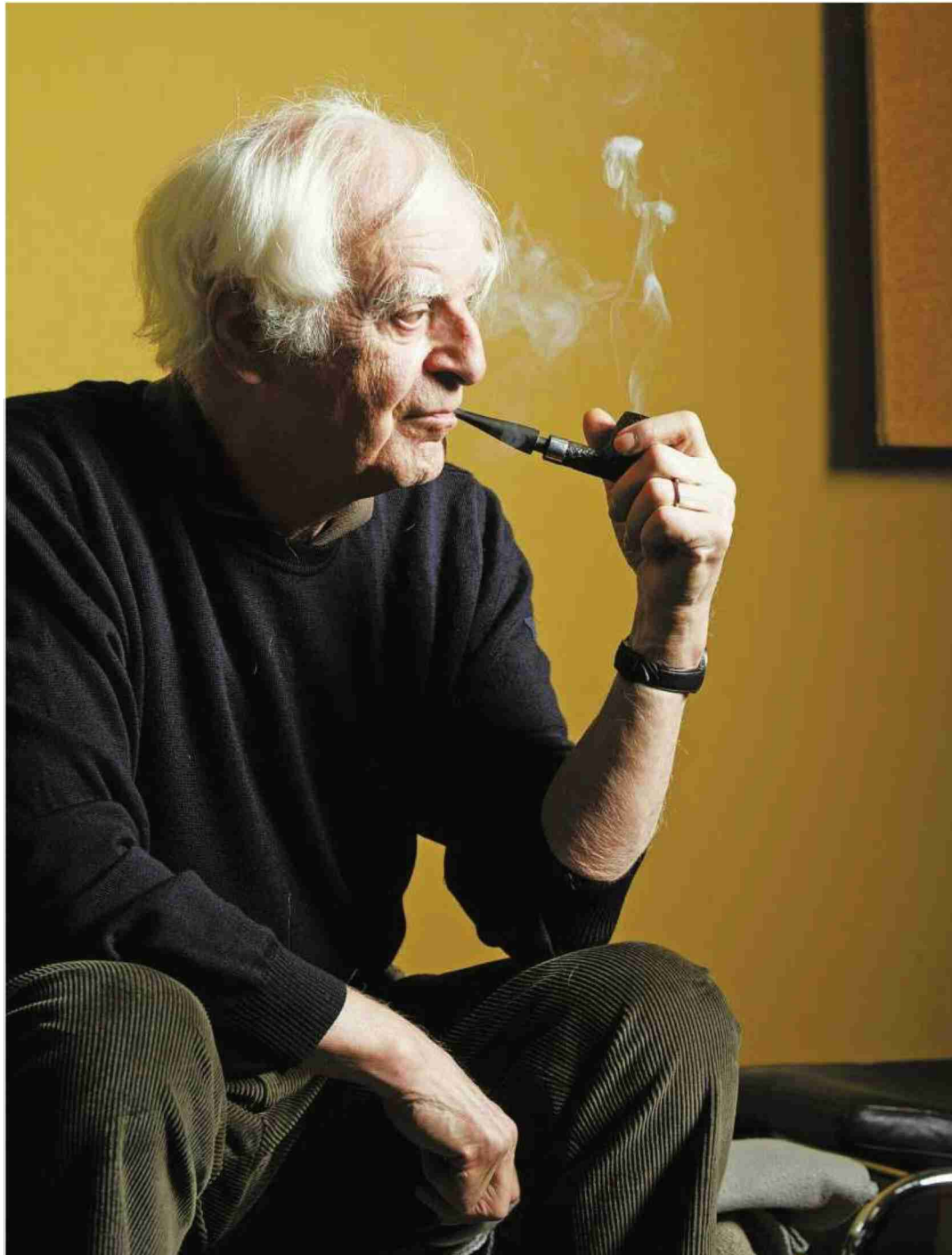
Die Zeit / Schweizer Split
8002 Zürich
056 206 66 08
www.zeit.de

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 17'000
Erscheinungsweise: wöchentlich

Seite: 2
Fläche: 191'542 mm²

Auftrag: 3011116
Themen-Nr.: 037.033

Referenz: 73749264
Ausschnitt Seite: 1/6



Adolf Muschg feierte im Mai seinen 85. Geburtstag. Er schrieb eine Biografie über Gottfried Keller und widmete ihm ein Theaterstück. Im September erhält er den Gottfried-Keller-Preis



Schweizer Split

Die Zeit / Schweizer Split
8002 Zürich
056 206 66 08
www.zeit.de

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 17'000
Erscheinungsweise: wöchentlich

Seite: 2
Fläche: 191'542 mm²

Auftrag: 3011116
Themen-Nr.: 037.033

Referenz: 73749264
Ausschnitt Seite: 2/6

»Ohne Trauma macht es eh keiner!«

Adolf Muschg feiert heuer seinen 85. Geburtstag.
Gottfried Keller würde 200 Jahre alt. Ein Gespräch darüber,
wie der lebende Schriftsteller im toten sich selbst erkannte

**Gottfried Keller würde am 19. Juli seinen 200. Geburtstag feiern.
In jede Schweizer Hausbibliothek gehören: »Der grüne Heinrich«,
die »Züricher Novellen« und »Martin Salander«**

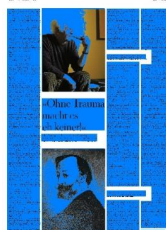




Schweizer Split

Die Zeit / Schweizer Split
8002 Zürich
056 206 66 08
www.zeit.de

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 17'000
Erscheinungsweise: wöchentlich



Seite: 2
Fläche: 191'542 mm²

Auftrag: 3011116
Themen-Nr.: 037.033

Referenz: 73749264
Ausschnitt Seite: 3/6

DIE ZEIT: Herr Muschg, wie kamen Sie eigentlich zu Gottfried Keller, der heuer 200 Jahre alt würde?

Adolf Muschg: (*schweigt lange*) Das ist eine intime Geschichte, wenn man so will, verbunden mit einer Parallele, die nicht überheblich gemeint ist: Ich bin ein Witwensohn wie Keller, und ich wusste auch nicht, was aus mir werden sollte. Als meine Mutter schwer krank wurde, mein Vater war bereits gestorben, wollte man mich in eine Schneiderlehre stecken. Er wie ich hatten diese lange Unsicherheit, wo wir in dieser bürgerlichen Gesellschaft eigentlich hingehörten. Wenn man als Einzelkind und Lehrerbub in Zollikon aufwächst, dann fühlt man sich sozial klein. Man kompensiert zwar, indem man zu den Pfadfindern geht und später Offizier wird. Das war sozusagen die Laufbahn, die sich ein Normalzolliker schuldig gewesen wäre, aber so einer war oder blieb ich nicht. Mit vielen Abweichungen finde ich eine vergleichbare Struktur in unseren beiden Lebensläufen.

ZEIT: Ist Ihnen das erst rückblickend aufgefallen?

Muschg: Das wurde mir Anfang der Siebzigerjahre bewusst, als ich an die ETH berufen wurde. Das wäre beinahe auch Keller passiert.

ZEIT: Wie das?

Muschg: Nach der Gründung des Bundesstaates 1848 sollte das dominante Zürich nicht auch noch eine nationale Universität bekommen, nur ein unverfängliches Polytechnikum. Keller war damals mit einem Stipendium seiner arrivierten Altersgenossen – mit Alfred Escher an der Spitze – in Deutschland unterwegs. In Heidelberg hörte er Feuerbach und sagte jedem Jenseitsglauben ab, und in Berlin sollte er sein Glück als Bühnendichter machen. Daraus wurde nichts als die große Rechenschaft seines Scheiterns, der *Grüne Heinrich*.

ZEIT: Wurde er wegen dieses Romans, der 1854 in einer ersten Fassung erschien, ans Polytechnikum, die spätere ETH, gerufen?

Muschg: Wohl nicht, vom *Grünen Heinrich* haben seine Zürcher Patrone kaum Notiz genommen. Aber sie erinnerten sich an seine Kampfdichtungen aus der Zeit des Sonderbundskriegs 1847 und glaubten, sich auch politisch auf ihn verlassen zu können, da er ihnen ja viel schuldig geworden war. Schon sein Vater, ein Handwerker, war ein Mann

des Fortschritts gewesen. Aber der Sohn hatte auch gegenüber seiner Mutter eine Schuld, die sich nicht mit unverdienter Förderung begleichen ließ.

ZEIT: Darum folgte er dem Ruf nicht?

Muschg: Ja, in seiner ganz eigenen Mischung von Ehrgefühl, Hochmut und Selbstkritik. Dabei wäre er in eine absolute Topgesellschaft geraten. An der allgemeinbildenden Abteilung lehrten De Sanctis, der bedeutende italienische Literaturkritiker, Challemlacour, später französischer Bildungsminister, aus Deutschland kamen Friedrich Theodor Vischer und Gottfried Kinkel, beides gelehrte Schriftsteller, und auch der Architekt des Hauses, Gottfried Semper. Da war zwar nur ein einziger Schweizer, aber was für einer! Jacob Burckhardt! Kellers Mutter, die ihren Sohn in Berlin durchfüttern musste, rang die Hände, als er meldete: Er nehme nur einen Posten an, den er sich ehrlich verdient habe und der »nicht viel zu denken gibt«.

ZEIT: Bitte?

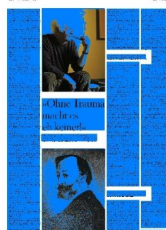
Muschg: Keller fühlte sich als Autodidakt. Er war als Schüler aus der neu gegründeten Industrieschule geworfen worden, einem Projekt seines eigenen Vaters. Er hatte – noch eine tragische Ironie – den Saubannerzug von Herrensohnchen gegen einen ungeliebten Lehrer angeführt, der nebenbei ein guter Demokrat gewesen war. Im *Grünen Heinrich* hat Keller das Schultrauma als Enthauptung beschrieben. Es war der Anfang langen Elends – und seiner literarischen Kompensation. Aber, wie gesagt: gewürdigt hat diesen *Grünen Heinrich* vor allem sein Braunschweiger Verleger Vieweg, der ihn Keller Stück für Stück aus der Hand riss. Für seine Landsleute begann er erst als Verfasser der *Zürcher Novellen*, vor allem des *Fähnleins der sieben Aufrechten* von 1861 ehrenhaft zu existieren.

ZEIT: Also erst eine gute Zeit später.

Muschg: Keller kam 1855 nach Zürich zurück. Seine Mutter hatte, um seine Schulden zu bezahlen, das Vaterhaus am Rindermarkt verkauft und zog in die Platte. Da war Sohn Gottfried, als politischer Journalist, etwas wie der Vorstand des Haushalts, den Mutter und Schwester besorgten.

ZEIT: Sie selber kamen 1969 aus Amerika in die Schweiz zurück und an die ETH.

Muschg: Zuerst an die Uni Genf, wo ich mir eine Monografie über Keller vorgenommen hatte. Sie sollte, als ich sozusagen auf Probe an die ETH gewählt wurde, als Habilitationsschrift nachgeliefert



werden; dafür hatte sich der eigentliche Lehrstuhl-inhaber Karl Schmid verbürgt. Er war zum Präsidenten des Schweizerischen Wissenschaftsrates gewählt worden und bedurfte der Entlastung. In einem für unser Verhältnis wichtigen Punkt konnte ich sie ihm nicht bringen, auch wenn ich nicht, wie Keller in Berlin, an meiner Stelle »träumte« und »säumte« – denn Schmid starb leider früher, als ich mit meinem Keller-Buch fertig wurde.

ZEIT: Es erschien erst 1977.

Muschg: Eben. Ich glaube, es ist kein schlechtes Buch, aber für mich hängt ein Makel daran. Nach Schmid's Tod zitierte mich ein älterer Kollege und fragte, ob ich eigentlich wisse, dass ich an seinem Tod mitschuldig sei.

ZEIT: Was passierte dann?

Muschg: Ich fühlte mich wie in einem schlechten Keller-Film. Wahr ist: Nachdem sich mein ödipaler Clinch gelöst hatte, hatte die Mühe, ein Keller-Buch zu schreiben, plötzlich viel mit Keller und mit mir selber zu tun. Es war ein Buch über Keller mit einer versteckten Autobiografie.

Fotos: Mara Truong/13photo; ulstein (u)

ZEIT: Max Frisch hat Ihren *Gottfried Keller* damals im *Spiegel* besprochen. Die Rezension fiel sehr wohlwollend aus, hatte aber einen eigenartigen Unterton: Wieso beschäftigt sich da einer mit Gottfried Keller, diesem Unzeitgemäßen?

Muschg: In der Frage steckt schon die Antwort, glaube ich. Für mich persönlich hätte Keller gar nicht aktueller sein können – das öffnete mir auch die Augen für seine politische Aktualität, lehrte mich Bescheidenheit vor der Tragweite seiner Dichtung und legte zugleich ihren Kern frei: Schuldigkeit. Die hat viele Facetten, von der psychoanalytischen bis zur Dienstpflicht für das Gemeinwesen.

ZEIT: War Gottfried Keller denn in den Siebzigerjahren ein Unzeitgemäßer?

Muschg: Leider nicht. Er war vor allem Schulstoff, Affirmation des schweizerischen Glücksfalls, ein Lehrmittel erlaubter Selbstgratulation.

ZEIT: Welcher Keller wurde in der Schule gelesen?

Muschg: In meinem Fall: die *Zürcher Novellen*. Sie verraten schon durch das »i«, dass sie nicht nur für Zürcher geschrieben sind. Schon in der Rahmengeschichte werden junge Leser richtiggestellt, wenn sie etwa ein »Original« werden wollen, heute hieße es »authentisch«. Natürlich feierte man im *Fähnlein* das

Vaterland, in *Ursula* einen kreuzbraven Zwingli. Wir wurden auf ein Keller-Bild eingeschworen.

ZEIT: Was war das für ein Bild?

Muschg: Am ehesten verkörpert es der junge Hediger ...

ZEIT: ... die Figur des Schneidersohns aus dem *Fähnlein der sieben Aufrechten*.

Muschg: Da sind die streitbaren Alten, die in ihrem Zirkel politische Reden schwingen, sich dann aber vor der großen Festrede drücken, die am ersten eidgenössischen Schützenfest nach 1848 fällig wird. Da springt der Junge ein mit rundum gefälligem Lob von Freundschaft, Freiheit und Vielfalt und macht sein Glück – nicht nur als Patriot, sondern auch als Schwiegersohn und darf die reiche Hermine heimführen. Einen festlichen Augenblick lang ist die Republik klassenlos. Da war der jüngere Keller ...

ZEIT: ... der aus dem Hediger spricht ...

Muschg: ... ja, da war er bereit, sein Vaterland für den Schulgebrauch zu verklären. Man sieht noch einmal das ideale Personal für eine kommende Republik. Aber hört man genauer hin, vernimmt man bei der Beschwörung aller guten Geister auch schon apokalyptische Töne. Frymann ...

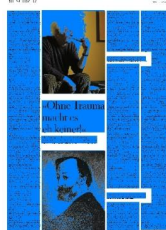
ZEIT: ... der reiche Zimmermeister ...

Muschg: ... und Immobilienspekulant, ausgerechnet der sagt den Satz: »Ist die Aufgabe eines Volkes gelöst, so kommt es auf einige Tage längerer oder kürzerer Dauer nicht mehr an, neue Erscheinungen harren schon an der Pforte ihrer Zeit.« Darin höre ich einen typischen dissonanten Keller-Akkord: die gerechte Absage an ein ewiges Leben, nicht nur in der Religion. Und traurigen Zorn auf einen Menschentyp, der die beschränkte Zeit nur für unbeschränkte Geldvermehrung benützt.

ZEIT: Der Keller Ihrer Schulzeit war ein geistiger Landesverteidiger.

Muschg: Dabei sind es gerade die Brüche, die ihn nicht nur literarisch interessant machen, sondern auch menschlich und politisch bewegend.

ZEIT: Diese Brüche zeigen sich auch in seiner politischen Orientierung: Er war ein Maler, ein Dichter, ein Freischärler, er kritisierte das System Escher, diente ihm aber als Staatsschreiber und Festdichter und rechnet dann in *Martin Salander* mit seiner eigenen liberalen Vergangenheit ab. Kurzum: War Keller ein Opportunist?



Schweizer Split

Die Zeit / Schweizer Split
8002 Zürich
056 206 66 08
www.zeit.de

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 17'000
Erscheinungsweise: wöchentlich

Seite: 2
Fläche: 191'542 mm²

Auftrag: 3011116
Themen-Nr.: 037.033

Referenz: 73749264
Ausschnitt Seite: 5/6

Muschg: Nein, er ist nur dem Leid treu geblieben, das er mit sich selber hatte, von dem er aber kein Wesen machen wollten und dem Leid, das er mit der Gesellschaft hatte, mit der er sich identifizierte. Die Quelle seiner Produktivität ist diese Spannung. Ohne Trauma macht es eh keiner! Der Dichter, der aus der Fülle des Glücks schreibt, muss noch gefunden werden.

ZEIT: Erkennen Sie sich auch in diesem politisch leidenden Keller wieder?

Muschg: Ich habe ihn manchmal sogar beneidet. Im Kalten Krieg, mit dem ich aufgewachsen bin, war jeder, der einmal linksverdächtig klang, bürgerlich tot. Ein Leitartikel in der *NZZ* war damals immer auch eine Rampe, an der die Böcke definitiv von den Schafen getrennt wurden.

ZEIT: Wieso waren im 20. Jahrhundert die Grenzen so starr?

Muschg: Frontbildung ist nun einmal ein Grundreflex politischen Lebens: *terrible* ist die *simplification* komplexer Verhältnisse nur für Intellektuelle. Für die

Mehrheit bleibt sie ein Bedürfnis, ohne das sich gar keine Mehrheit formieren kann. Feinde entlasten das Welt-Bild. Eine Anekdote dazu: 1946 haben wir als Primarschüler uniformierte, auch schwarze GIs auf dem Schulhof erlebt, die Kaugummi verteilten. Später habe ich mich gewundert, warum dieses doch weltbewegende Ereignis in keiner Schweizer Geschichte erwähnt wird. Nun: Die Amerikaner hatten die Schweiz nicht wie wir Schüler als ein zum Heldentod allzeit bereites Land, sondern als ziemlich beste Kollaborateure Hitlers betrachtet, die ihm mit Waffen, Transporten und Nachrichten dienten. Diese Lebensversicherung haben die Siegermächte hinterher nicht als erlaubte Form von Neutralität entschuldigt: Die Schweiz kam in Verschiss. Um die Amerikaner gnädiger zu stimmen, lud man ihre Soldaten zum Urlaub in die schöne Schweiz ein – natürlich war diese Wiedergutmachung zugleich geschäftstüchtig und kam dem Nachkriegstourismus zugute. Die Neutralität stand wieder auf der richtigen Seite: der gewinnbringenden. Nicht erwünscht war nur, darüber zu sprechen. So bleibt der Kaugummihandel auf dem Zolliker Schulhof eine Singularität meiner Erinnerung.

ZEIT: Wenn die Schweiz in der Mitte des 20. Jahrhunderts im Verschiss war, welchen Ruf hatte sie denn 100 Jahre zuvor?

Muschg: Die Schweiz war das einzige Land, in dem 1848 die bürgerliche Revolution nicht unterdrückt worden war, sondern Staat gemacht hatte. Und sie wurde damit auch zum Asyl für europäische Demokraten, die zum Aufbau des Bundesstaates wesentlich beigetragen haben. »Im Hochland fiel der erste Schuss!«, hatte der Lyriker und Marx-Freund Ferdinand Freiligrath gejubelt: »Schon kann die Schweiz vom Siegen ruhn: Das Urgebirg und die Nagelfluh / Zittern vor Lust bis zum Kerne!« Hätte auch der junge Keller dichten können.

ZEIT: Und wie sehen Sie die Schweiz heute?

Muschg: In einem noch nie da gewesenen Wohlstand gebannt, starrt die politische Schweiz auf eine Freiheit, die sie nicht hat: sich gegen das politische Europa abzuschließen.

ZEIT: Also alles ganz anders als zu Kellers Zeiten?

Muschg: Wenn es wieder sein sollte, dass nicht mehr allein schöne Formeln

verhandelt werden, dann müsste Keller einer der interessantesten Autoren unserer Literatur sein.

ZEIT: Wieso?

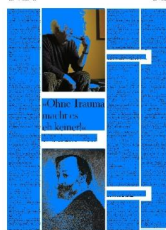
Muschg: Weil man an ihm das Wesen der Politik und die Triebkräfte so unheimlich klar sieht.

ZEIT: *Martin Salander*, sein politischer Vermächtnistext, ist aber bis heute umstritten. Zeitgenossen sagten, Keller verstehe seine Zeit nicht mehr, er sei blöd und alt geworden. Kürzlich im *Literaturclub* war das Fazit der Runde, in der auch Sie saßen: ein interessantes Buch, aber ein schlechter Roman. Und Keller selber schrieb: »Es ist keine Poesie darin.«

Muschg: Auch da tut er sich unrecht. Wenn Keller den Vater Weidelich beschreibt ...

ZEIT: ... den Schwiegervater der Töchter von Martin Salander, der Hauptfigur.

Muschg: Frau Weidelich, eine Aufsteigerin, hat ihre Zwillingssöhne mit allem ausgestattet, was kleine Leute zusammenkratzen können, nur eine »Seele« kann sie ihnen nicht geben. Aber es ist erreicht, sie heiraten die reichen Salander-Töchter – und bringen sie ins Unglück. Und sich als betrügerische Notare und Urkundenfälscher ins Gefängnis. Vater Weidelich, der sich als Schwerarbeiter nur so hat mitziehen lassen, steht allein vor einem Schuldenberg, im Nebenzimmer stirbt seine Frau am Schlag, aber für einen schweren Gang unter die Leute muss er sich rasieren. Plötzlich hält das Messer am Hals



still, und er fragt sich, ob es jetzt nicht am besten gleich tiefer schneidet. Es ist eine kurze Szene, doch unvergesslich. Der Dichter kennt das Elend, von dem er handelt, auch selbst.

ZEIT: Als ich *Martin Salander* vor einigen Jahren erstmals las, faszinierte mich der Text als Gegenwartsdiagnose. Geht es Ihnen bei der Lektüre auch so?

Muschg: Anthropologisch betrachtet, ist der Zeitraum, der uns von *Salander* trennt, nur ein Klacks. *Excelsior*, der Arbeitstitel des Romans, bedeutet immer noch: höher, weiter, schneller – kurzum: Wachstum um jeden Preis. Diese Macht wird immer noch »Markt« genannt. Dass es auch bösesartiges Wachstum gibt, weiß man aus der Medizin, und mancher erfährt's auch am eigenen Leib. Aber auch da weiß man über die Gründe dieses »Bösen« wenig oder will's lieber nicht wissen. Die überzeugendste Diagnose, wenn auch keine Therapie, für diesen merkwürdigen Befund hat für mich die Kunst zu bieten, die Literatur. *What makes us tick?* In diesem Sinne gehören auch Kellers Bücher für mich, heute wie gestern, zu den zentralen Forschungsberichten über den Primaten, der so viel kann und sich so wenig kennt: den Menschen als Leser seiner selbst.

ZEIT: Aber *Martin Salander* stellt doch auch hochaktuelle politische Fragen: Was passiert, wenn Leute sehr schnell sehr viel Geld haben? Oder: Was passiert, wenn das Volk zu viel Macht erhält?

Muschg: Sie nennen nur einen Spaß, den man beim Lesen erleben kann: das Wiedererkennen. Es gibt noch einen anderen, der mir im Alter wichtiger wird: das Befremden. Bei uns ist das und das so, warum ist es im *Salander* ganz anders? Ich genieße die Differenz

als Beitrag zur Identitätsfindung. So haben wir schon als Kinder unsere Abenteuergeschichten gelesen; da waren wir aber immer nur auf einer Seite, der richtigen, bei Old Shatterhand oder Winnetou. In der großen Literatur lernt man auf beiden Seiten sein: Kapitän Ahab und Moby Dick, der Heilige und der Sünder – man wittert ihre geheime Identität. Und da komme ich auch mir selbst – immer sehr befremdet – so nahe wie menschenmöglich.

ZEIT: Herr Muschg, Sie würden also, wenn Sie jetzt wieder für den Ständerat kandidieren würden, wie Sie das 1975 taten, nicht mehr Gottfried Keller zitieren?

Muschg: Das ist eine unverschämte Frage! (*lacht*)

ZEIT: Sie druckten das bekannteste Zitat aus dem *Fähnlein* auf ein Wahlplakat: »Es wird eine Zeit kommen, wo in unserem Lande, wie anderwärts, sich große Massen Geldes zusammenhängen ...

Muschg: ... ohne auf tüchtige Weise erarbeitet und erspart worden zu sein; dann wird es gelten, dem Teufel die Zähne zu weisen; dann wird es sich zeigen, ob der Faden und die Farbe gut sind an unserem Fahmentuch!«

ZEIT: Und?

Muschg: Nein, ich hätte die Frechheit nicht mehr, mir Zitate so zu eigen zu machen, als wären sie schon die Antwort. Auf gute Fragen kenne ich nur noch eine Antwort: bessere Fragen.

Das Gespräch führte **Matthias Daum**